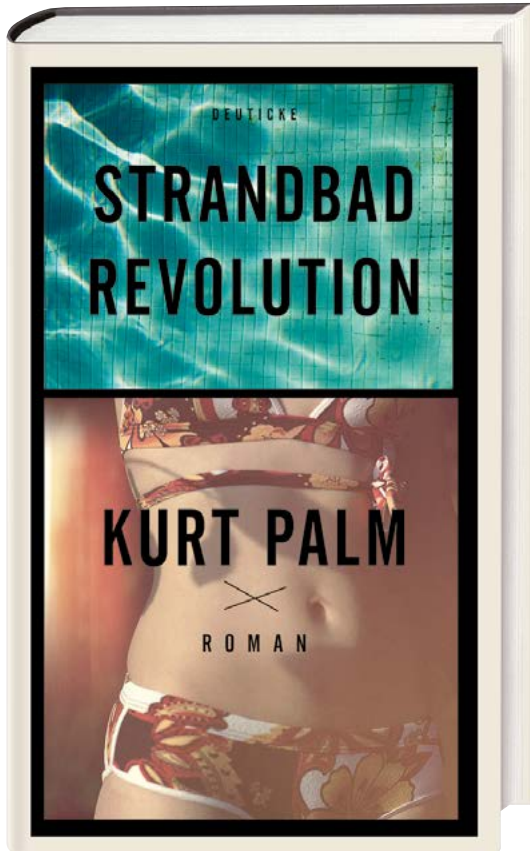


Leseprobe aus:

**Kurt Palm**  
**Strandbadrevolution**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Deuticke im Paul Zsolnay Verlag Wien 2017







Kurt Palm

# **STRANDBAD REVOLUTION**

Roman

Deuticke

Der Autor wurde bei der Arbeit an diesem Roman mit einem  
Werkstipendium des Bundeskanzleramtes unterstützt.

Mit freundlicher Unterstützung der Kulturabteilung der  
Stadt Wien und des Landes Oberösterreich.

1 2 3 4 5 21 20 19 18 17

ISBN 978-3-552-06337-2

Alle Rechte vorbehalten

© Deuticke im Paul Zsolnay Verlag Wien 2017

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



**MIX**  
Papier aus verantwortungs-  
vollen Quellen  
FSC® C083411

*Statt eines Mottos*

Eigentlich sollten an dieser Stelle vier Zeilen aus dem Song *Gimmie Shelter* von Mick Jagger und Keith Richards stehen. Und zwar jene Zeilen, die mit *Oh, My, If* und *Oh* beginnen. Da wir mit den Rechteinhabern aber keine Einigung für den Abdruck erzielen konnten, muss das geplante Motto leider entfallen.



## HA! HA! SAID THE CLOWN

»Ich glaube, dass das Auto ganz besser ist.« Zufrieden lehnte sich mein Vater an die schattige Hauswand und zündete sich eine Smart Export an. Er nahm einen tiefen Zug und versuchte den Rauch in Ringen auszublasen. Aber aus seinem Mund kamen nur unförmige Schwaden. Ich stand mit meinem Fahrrad daneben und wusste nicht genau, was ich sagen sollte.

»Es hat nur fünftausend Schilling gekostet.« Mein Vater sah mich erwartungsvoll an.

»Was ist es denn für ein Baujahr?«

»1955, ist aber noch sehr gut beisammen. Hat zumindest der Walchetseder gesagt. Und über den Wurzelpass kommen wir damit bestimmt.«

»Der heißt Wurzenpass, nicht Wurzelpass.«

Mein Vater ignorierte meine Bemerkung und ging zu seinem neuen Wagen, den er wie ein Pferd tätschelte. »Der Walchetseder hat auf das Auto geschaut. Ganz besser. Kannst dich ja einmal hineinsetzen.«

»Ich kenne mich bei Autos sowieso nicht aus«, antwortete ich achselzuckend. Ich hätte ja nicht einmal sagen können, welche Farbe unser neues Auto hatte. War es beige? Oder hellgrün? Um meinem Vater einen Gefallen zu tun, öffnete ich die hintere Wagentür und setzte mich hinein. Im Auto war es stickig heiß, und es roch nach Benzin und Kunststoff. Irgendwie war es ein angenehmer Geruch. Als ich mit meinem Onkel und meiner



Tante einmal ans Meer gefahren war, hatte es in ihrem Auto genauso gerochen.

»Und? Was sagst?«

»Ja, wenn er wirklich gut beisammen ist, wird es schon passen.« Ich betätigte probeweise die Fensterkurbel, die allerdings klemmte. Auf der Rückbank lag ein Lockenwickler, in dem sich ein paar blonde Haare verfangen hatten. Ich überlegte, ob ich ihn meiner Mutter schenken sollte, ließ den Gedanken aber fallen, weil sie damit sicher keine Freude gehabt hätte.

»Das ist ein Opel Kapitän, da sollte es motorisch nichts geben.« Mit Kennermiene klopfte mein Vater erneut auf die Motorhaube.

Der Opel Kapitän war das erste Auto meines Vaters, und ich bezweifelte, dass er vom Motor dieses Wagens tatsächlich etwas verstand. Aber mir war das egal, ich musste damit ja nicht fahren. Trotzdem wurde mir bei der Vorstellung, dass wir mit dieser alten Kiste nach Strunjan auf Campingurlaub fahren sollten, ein bisschen mulmig zumute. Schließlich hatte mein Vater erst im Frühjahr den Führerschein gemacht.

Ich stieg aus und strich pro forma über den Lack, der an einigen Stellen bereits abblätterte. »Bist du eigentlich selbst hergefahren?«

»Nein, ich habe mich nicht getraut, aber ich werde heute Abend gleich eine Probefahrt machen.« Mein Vater warf die halb gerauchte Zigarette auf den Kiesboden und drückte sie mit dem Fuß aus. Er schob ein paar Steinchen darüber. Es sah aus wie ein kleines Grab. Fehlte nur noch ein Kreuz aus Zündhölzern: *Hier ruht in Frieden eine Smart Export, die ihr Leben viel zu früh ausgehaucht hat. Semper et ubique.*

»Was sagt denn eigentlich die Mama zu dem Wagen?«

»Sie hat ihn noch nicht gesehen, das wird eine Überraschung.« Mein Vater kratzte sich nachdenklich am Kopf. Er hatte in den

letzten Wochen zwar immer wieder davon gesprochen, sich ein Auto zu kaufen; dass es aber ein uralter Opel Kapitän sein würde, hatte er nie erwähnt.

»Ich bin am Abend wieder zurück«, sagte ich und schwang mich auf mein Fahrrad.

Mein Puch-Fahrrad hatte ich vor fünf Jahren zur Firmung bekommen. Ich war ein bisschen enttäuscht gewesen, weil es bereits gebraucht war und mir eine Armbanduhr lieber gewesen wäre. Aber jetzt war ich froh über das alte Rad, weil es gut zu meinen abgeschnittenen Jeans und zum Unterhemd meines Großvaters passte. Außerdem hatten mir meine Eltern zum fünfzehnten Geburtstag dann ja doch noch eine Armbanduhr geschenkt. Neben dem Fahrrad und der Armbanduhr besaß ich noch einen Plattenspieler und eine Schreibmaschine; also alles, was ein Siebzehnjähriger zum Leben brauchte.

»He, warte«, rief mir mein Vater nach. »Du musst noch den Garten gießen.«

»Wieso ich? Das soll gefälligst die Mama machen.« Garten gießen war das Letzte, was ich am Beginn meiner Ferien machen wollte.

»Aber die Mama ist zur Baba ins Krankenhaus gefahren. Sie kommt erst später zurück. Und sie will unbedingt noch einkaufen gehen.«

Typisch, dachte ich, kaum ergibt sich die Gelegenheit zum Einkaufen, schon wird diese von meiner Mutter genutzt. Und wozu? Um Dinge zu kaufen, die ohnehin kein Mensch brauchte. Da ich im Sommer mit zwei abgeschnittenen Jeans und zwei Unterhemden meines Großvaters auskam, sah ich überhaupt keinen Grund, meine Mutter bei ihren geliebten Einkaufstouren zu begleiten. Ich fand das nur peinlich. Außerdem stand ich konsequent auf der Seite der Konsumverweigerer, außer, wenn es um die Topfentorte vom Hufnagel ging.

»Wie geht es denn der Cveta Baba?«, fragte ich pflichtschuldig. Meine Großmutter hieß mit Vornamen eigentlich Cvetanka, wurde in der Familie aber nur Baba genannt. Außer von mir, für mich war sie die Cveta Baba. Sie stammte aus Serbien und tat sich mit der deutschen Sprache immer noch schwer.

Dass meine Großmutter im Krankenhaus lag, hatte ich verdrängt, weil mich Krankengeschichten im familiären Umfeld genauso wenig interessierten wie Eheschließungen oder Geburten. Von Scheidungen ganz zu schweigen. Im Übrigen erfuhr man als Jugendlicher von den wirklich schweren Erkrankungen der Erwachsenen ohnehin erst, wenn es bereits zu spät war.

»Genauer weiß ich auch nicht, aber es wird schon wieder werden.«

Die Antwort meines Vaters klang nicht sehr überzeugend, aber ich hütete mich, jetzt eine Debatte über den Gesundheitszustand meiner Großmutter anzufangen. Vor allem, weil ich gehört hatte, dass Cveta Baba angeblich Probleme mit dem Unterleib hatte. »Und wenn nicht? Fahren wir dann trotzdem nach Jugoslawien?« Ich konnte mir nicht vorstellen, dass meine Mutter ihre Zustimmung zur Urlaubsreise geben würde, wenn ihre Mutter im Krankenhaus lag.

»Natirli«, antwortete mein Vater.

Mein Vater sagte *natirli* statt natürlich, genauso wie er *Filtertitten* statt Filtertüten sagte. Offenbar hatte er eine ausgeprägte Ü-Aversion.

»Also, was ist jetzt? Gießt du den Garten?«

»Ich mache das, wenn ich zurückkomme, bin eh schon spät dran.« Ich sah zu, dass ich so schnell wie möglich wegkam.

Wie am Vortag trafen wir uns auch heute wieder in dem Rohbau, den Mü bei einer seiner Erkundungstouren entdeckt hatte. Das halbfertige Haus lag am Ende einer Sackgasse und war eine

dieser Scheidungsruinen, von denen es in letzter Zeit immer mehr gab. Neben Mü, der eigentlich Müller hieß, waren noch Candy, Taylor und Hendrix gekommen. Und ein Typ, den ich nur vom Sehen kannte. Sein Name war Rick, und er war Müs Cousin. Rick war sicher über zwanzig, trug einen Bart und hatte eine Gitarre bei sich. Wahrscheinlich gehörte ihm auch das Moped, das vor dem Haus am Zaun lehnte. Wie Mick Jagger beim legendären Konzert im Hyde Park setzte er sich im Schneidersitz auf den Boden und schlug ein paar Akkorde an. Dann legte er los und sang mit halb geschlossenen Augen über ein *baby*, das *round my door* herumhing, sich am Ende – *yeah* – aber als *insane* herausstellte. Was *sly, sly, sly like a demon's eye* heißen sollte, war mir nicht ganz klar.

Nachdem Rick den Song mit einem wilden Riff beendet hatte, warf er seine Haare theatralisch zurück. »Ich habe in London *Deep Purple* bei Studioaufnahmen begleitet. Ich war dritter Rhythmusgitarrist bei *Demon's Eye*. Das ist eine Nummer auf der *Fireball*-LP. Der Jon Lord und der Ritchie Blackmore sind echt klasse Burschen. Hier, der Jon hat sogar meine Gitarre signiert.« Er hielt sein Instrument in die Höhe, auf dem tatsächlich eine unleserliche Unterschrift zu sehen war.

Dass er Gitarre spielen konnte, war unüberhörbar. Ich schaffte gerade einmal *If I had a hammer* und *I can't get no satisfaction*, wobei ich so falsch sang, dass die Lieder nur für Eingeweihte erkennbar waren. Kein Wunder, dass sich meine Eltern immer fürchterlich aufregten, sobald ich auf meiner verstimmten Gitarre zu üben begann.

Mü nickte zufrieden und holte aus seiner Plastiktasche ein paar Flaschen Bier sowie einen Kranz Knacker. *fescher mit fashy. FASHY IHRE BADEMÜTZE* stand auf der Plastiktasche. »Rick spielt ja bei den *Black Eagles*, die geben am Samstag ein Konzert in der Turnhalle. Wird sicher lässig.«

Von den *Black Eagles* hatte ich noch nie etwas gehört, obwohl ich regelmäßig auf Konzerte in der näheren Umgebung ging.

»Ihr müsst aber rechtzeitig kommen, wird ein ziemlicher Andrang.« Rick stand auf und sah auf seine Armbanduhr. »Wir haben heute noch Probe, und später treffe ich den Vogelhuber Johnny im Park. Der war nämlich gerade in Marokko.«

»Marokko, lässig«, sagte Mü verträumt.

»Wie hoch ist denn am Samstag der Eintrittspreis?«, fragte Taylor.

»Dreißig Schilling.«

»Puh.« Taylor machte ein nachdenkliches Gesicht.

Rick zuckte mit den Schultern. »Dafür spielen sechs Bands. Und nachher gibt's noch eine Diskothek mit einem Discjockey. Es fängt aber schon um drei an.«

»Welche Bands spielen denn?«, wollte ich wissen.

»Die *Distinctions* und die *Thunderbirds*. Dann sind noch *The Cracks* dabei. Und irgendeine schwindlige Band, *Les Musqueteers*, die machen aber Tanzmusik.«

»*The Cracks* sind super«, trumpfte ich mit meinen Kenntnissen der neuesten Musikgeschichte auf. »Bei denen spielt ja der Didi Schobesberger, der mit dem faden Aug. Ein genialer Gitarrist.«

Die letzte Bemerkung ignorierte Rick demonstrativ, stattdessen wandte er sich an seinen Cousin. »Geh, Mü, hast noch einen Tschick für mich?«

»Sicher.« Mü hielt ihm seine Packung Lucky Strike, filterlos, hin. Rick nahm zwei Zigaretten, eine zündete er sich an, die andere steckte er in die Brusttasche seines Hawaiihemds. Dann setzte er sich seine verspiegelte Sonnenbrille auf und machte das Peace-Zeichen. Er sah aus wie ein Rockstar. »See you«, sagte er lässig und schulterte seine Gitarre. Dann ging er vorsichtig die ungesicherte Treppe hinunter.

»Stimmt das wirklich mit den *Deep Purple*?«, fragte Candy.

»Ja, sicher. Der Rick hat bei einem *Deep-Purple*-Konzert in München einen von den Musikern kennengelernt. Und die haben ihn dann nach London eingeladen.« Ich glaubte ihm kein Wort. Mü nahm einen Schluck aus der Flasche und rülpste laut. »Mahlzeit«, sagte er, während wir hörten, wie vor dem Haus ein Moped gestartet wurde.

Candy zückte sein Notizbuch. »Wie heißt noch einmal die LP, von der er gesprochen hat?« Candy hatte immer ein Notizbuch dabei, in das er ständig irgendwas hineinkritzelte. Mit der Nickelbrille und dem Wuschelkopf sah er zwar aus wie ein Streber, war aber das genaue Gegenteil davon.

»*Fireball*«, antwortete Mü und runzelte die Stirn. »Wieso denn?«

»Na ja, ich muss mir morgen eh ein neues Buch besorgen, da schaue ich dann gleich im Plattenladen nach, ob Ricks Name auf dem Cover steht. Heißt dein Cousin auch Müller?«

»Nein, er heißt Richard Neumayer, aber ich glaube nicht, dass er da draufsteht.«

»Wieso nicht, wenn er mitgespielt hat?«, fragte Hendrix. Hendrix hieß mit Vornamen Heinrich, von dem es nur ein kurzer Weg zu Hendrix war. Natürlich war Heinrich weder schwarz, noch hatte er einen Afro, aber Hauptsache, er konnte mit einem englischen Namen Eindruck schinden. Wobei bei Heinrich allerdings noch erschwerend hinzukam, dass er blond war und Sommersprossen hatte. Eigentlich erinnerte er vom Aussehen her eher an Johnny Winter, den Albino-Gitarristen mit den weißen Haaren. Aber der Spitzname Johnny klang natürlich längst nicht so gut wie Hendrix.

»Na ja«, antwortete Mü vage.

Candy schrieb etwas in sein Notizbuch, dann blätterte er eine Seite zurück. »In Belfast haben englische Fallschirmjäger einen

taubstummen Mann erschossen, weil er ihrem Befehl, stehen zu bleiben, nicht gefolgt war.« Er schüttelte den Kopf. »Ich habe das gestern im Radio gehört. So etwas kann man sich nicht ausdenken.« Candy zündete sich eine Zigarette an und sog den Rauch hörbar ein. »Mir ist die zu stark«, krächzte er und gab die Zigarette an mich weiter.

»Warum rauchst du dann Gitanes?«, fragte ich, »die sind ja echte Beuschelreißer.« Ich nahm einen tiefen Zug und begann zu husten. Da ich seit dem Frühstück nichts mehr gegessen hatte, wurde mir sofort schlecht. Ich griff nach der Knacker, um das flaue Gefühl im Magen zu vertreiben. »Hast du kein Brot dabei?« Ich biss in die Knacker, die einen eigenartigen Geschmack hatte.

Mü schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe zu Hause keines gefunden.«

Candy stand auf und trat an eine der Fensteröffnungen, die auf die Straße hinausgingen. Er war nervös, weil er Angst hatte, von seinen Eltern erwischt zu werden. »Wir sollten aufpassen, ich habe eh schon genug Scherereien zu Hause.«

»Geh, Candy, scheiß dich nicht an«, lästerte Taylor, »deine Alten wohnen zehn Kilometer von hier entfernt. Die werden dir schon nicht nachspionieren.«

Taylor hatte gut reden, schließlich war seine Mutter berufstätig, und er konnte tun und lassen, was er wollte. Das war auch der Grund, weshalb es meine Mutter nicht gerne sah, wenn ich mich mit ihm traf. In ihren Augen waren nämlich alle Kinder verwaorlost, deren Mütter arbeiteten.

»Was für ein Buch besorgst du dir denn morgen?«, fragte ich Candy, der immer noch am Fenster stand.

»Camus. Der taugt mir momentan sehr.« Wenn es um Literatur ging, war Candy in seinem Element.

»Ich habe beim letzten Fladern übrigens einen Adorno erwischt«, sagte ich. »Edition Suhrkamp, weißt eh. Aber viel ver-

standen habe ich nicht.« Ich holte einen Zettel aus meiner Hosentasche und las: »*Desexualisierung der Sexualität wäre wohl psychodynamisch zu verstehen als die Form des genitalen Sexus, in der dieser selber zur tabuierenden Macht wird und die Partialtriebe verscheucht oder ausrottet.*«

Taylor verzog den Mund. »Genitaler Sexus? Ich verstehe nur Bahnhof. Aber vielleicht solltest du dir das für den Philosophieunterricht im Herbst aufheben.«

Ich steckte den Zettel wieder ein. »Willst du den Adorno haben?«

Candy schüttelte den Kopf. »Nein, ich muss ja auch noch den Sartre lesen. *Der Ekel*. Ist ziemlich dick.«

Candy war in seinem Denken viel radikaler als ich, was mich nicht nur immer wieder erstaunte, sondern oft auch ein bisschen ärgerte. Obwohl er aus einem erzreaktionären Elternhaus stammte, nahm er sich nie ein Blatt vor den Mund. Als sich Taylor einmal positiv über Hermann Hesses *Steppenwolf* geäußert hatte, verfasste Candy noch in der Nacht ein Traktat, das er auf seiner Schreibmaschine mit Kohlepapier viermal kopierte und an uns verteilte:

*intensiv leben kann man nur auf kosten des ich. der bürger nun schätzt nichts höher als das ich (ein nur rudimentär entwickeltes ich allerdings).*

*der bürger ist leicht zu regieren (!!). er hat darum an stelle der macht die autorität gesetzt, an stelle der gewalt das gesetz, an stelle der verantwortung das abstimmungsverfahren.*

*dafür, daß ein autor die jugend geistig vergiftet, dafür können wir jungen nichts. und dafür, daß ein scheinbar nicht etablierter »einsamer künstler« à la hesse »kritisiert«, indem er als mittel der überwindung seines bürgertums den selbstmord propagiert, können wir auch nichts. ein spießbürger à la hesse, der immer schön brav den weg des kleinsten Übels gegangen ist, nämlich den weg der*



*wörterei, gehört dorthin, wo der pfeffer wächst! es ist uns jedenfalls nichts von seinem widerstand gegen die beiden weltkriege bekannt.*

Selbstverständlich schrieb Candy alles klein, weil er für die Gleichberechtigung der Wörter war. Candy war sechzehn, und ich fragte mich, woher er all sein Wissen hatte. Wahrscheinlich nutzte er jede freie Minute zum Lesen.

»Ich glaube, dass wir aufpassen müssen«, sagte Hendrix. »Wie ich das letzte Mal ein Buch gefladert habe, ist der alte Melchert hinter der Kassa aufgesprungen und hat geschaut, was ich da mache. Zum Glück hat gerade jemand etwas gekauft.«

Weil Taylor herausgefunden hatte, dass ein Taschenbuch genau in die Innentasche eines Sakkos passte, borgten wir uns von unseren Vätern und Großvätern alte Sakkos aus, um leichter Bücher stehlen zu können. Dass wir dabei nicht erwischt wurden, grenzte geradezu an ein Wunder. Aber Hendrix hatte recht, wir mussten wirklich aufpassen.

»Den Camus bezahle ich morgen jedenfalls. Wenn ich beim Bücherstehlen erwischt werde, werfen mich meine Eltern sofort hinaus. Denen wäre es ohnehin am liebsten, wenn sie mich in ein Internat stecken könnten.«

»Da würde ich durchdrehen«, sagte ich. Auf dem Boden vor mir lag ein zerknittertes Werbeflugblatt des Kaufhofs, auf dem sich ein eingetrockneter Blutfleck befand.

*Aktion: Planschbecken nur 110 Schilling.*

»Mir geht die Schule total auf die Nerven.« Mü steckte die leere Bierflasche mit dem Hals nach unten in einen aufgerissenen Zementsack. »Ich überlege mir, mit der Schule überhaupt aufzuhören.«

Sofort wurden wir hellhörig. »Aber was willst du denn machen?«, fragte Taylor. »Deine Eltern würden das doch nie erlauben.«

Mü zuckte mit den Schultern. »Wir könnten alle zusammenziehen und in einer Gärtnerei arbeiten. Auf einer Alm, zum Beispiel.«

»In einer Gärtnerei?« Die Idee mit dem Schuleaufhören und dem Zusammenziehen fand ich ja ganz gut, aber das mit der Gärtnerei war mir zu hoch. »Hast du schon einmal in einer Gärtnerei gearbeitet? Da nimmt uns doch keiner, wenn wir nicht einmal einen Karfiol von einem Kohlrabi unterscheiden können.«

»Das könnten wir ja lernen. Immer noch besser als die beschissene Schule.« Mü öffnete eine neue Flasche.

»Ich weiß nicht.« Candy machte ein nachdenkliches Gesicht. »In zwei Jahren sind wir eh fertig, dann können wir tun und lassen, was wir wollen.«

»Aber auch nur, wenn wir die Matura schaffen.« Hendrix, der im Herbst zum dritten Mal hintereinander eine Nachprüfung hatte, strich sich nervös über die Stirn. Zweimal hatte er es geschafft, einmal war er durchgefallen. Genau wie Taylor, Mü und ich. Einzig Candy war bisher immer durchgekommen. Deshalb war er auch der Jüngste von uns.

Taylor reichte mir die Bierflasche.

»Danke, mir ist schon schlecht.« Das Bier, die Knacker und die starken Zigaretten ließen es in meinem Magen rundgehen. Ich stand auf und schleppte mich zu einer der Fensteröffnungen, die nach hinten hinausgingen. Ich beugte mich über die Brüstung und kotzte eine ordentliche Ladung auf einen von Unkraut überwucherten Erdhaufen, neben dem ein Kinderschuh lag. Auch die unverputzte Mauer bekam einiges ab, was mir aber egal war. Wahrscheinlich hätte im Garten einmal das Planschbecken um 110 Schilling stehen sollen.

»He, Mick, was ist denn los? Verträgst du nichts mehr?« Mü prostete mir zu und lachte blöd.

Ich wischte mir den Mund ab. »Scheiße, waren die Knacker überhaupt noch gut?« Ich war ziemlich schwach auf den Beinen und hoffte, dass ich nicht gleich noch einmal kotzen musste.

»Ich glaube, ich werde mich jetzt auf den Weg machen.« Candy steckte sein Notizbuch ein. »Wo seid ihr denn morgen?«

»Wir könnten uns am See treffen«, schlug Taylor vor. »Es soll ja wieder heiß werden.«

»Eine gute Idee, vielleicht sind ja ein paar fesche Katzen dort.« Mü schien schon ein bisschen betrunken zu sein.

»In Ordnung, dann also morgen um elf im Strandbad.« Taylor stand auf und streckte sich.

»Ich kann erst nach dem Mittagessen kommen.« Candy machte eine entschuldigende Geste.

»Treffen wir uns hinten beim großen Baum?«, fragte Mü.

Alle nickten, und nachdem jeder von uns in eine Ecke geschifft hatte, verließen wir den Rohbau.

Ich hatte stechende Kopfschmerzen und noch immer ein flaes Gefühl im Magen. Weil ich Angst hatte, von einem Auto überfahren zu werden, fuhr ich ganz nah am Straßenrand entlang. Einmal hörte ich, wie mir jemand zurief: »He, du depperter Reserve-Christus.« Ich reagierte aber nicht, weil in dem Wagen vier halbstarke Typen saßen, mit denen ich keinen Streit anfangen wollte. Sie bremsten kurz, fuhren zum Glück aber dann weiter.

Als ich in die Einfahrt unseres Hauses einbog, standen meine Eltern und mein Großvater um den Opel Kapitän herum. »Na, da bist du ja endlich.« Meine Mutter sah mich mit vorwurfsvoller Miene an. »Musst du mit den zerrissenen Bluejeans und dem alten Unterhemd vom Opa herumfahren? Was werden sich die Leute denken? Und den Garten hast du auch nicht gegossen.«

»Grüß euch«, sagte ich und tat so, als hätte ich nichts gehört. Ich stellte mein Rad ab und strich mir die Haare aus dem Gesicht.

»Willst du gar nicht wissen, wie es der Baba geht?«

»Wie geht es denn der Baba?«

»Der Baba geht es schon besser«, antwortete meine Mutter. »Die Bestrahlungen haben geholfen.«

»Bestrahlungen?« Ich war überrascht, weil ich dachte, dass man Bestrahlungen nur bekam, wenn man Krebs hatte. Außerdem fragte ich mich, weshalb meine Großmutter noch immer im Krankenhaus lag. Irgendetwas stimmte da nicht.

»Hast du wieder geraucht?« Meine Mutter schnupperte an mir. Dass mein Vater und mein Großvater mit einer Zigarette in der Hand neben ihr standen, schien ihr egal zu sein.

Wortlos ging ich in den Garten und rollte den Schlauch aus. Während ich das Gemüse goss, sah ich, dass meine Mutter immer wieder prüfende Blicke in meine Richtung warf. Ich versuchte sie zu ignorieren. Der Geruch der nassen Erde erinnerte mich an die Zeit, als ich noch Fußball spielte. Nach einem Regen hatte es am Spielfeld genauso gerochen. Ich betrachtete das Gemüse und stellte mir Mü, Candy, Taylor, Hendrix und mich in einer Gärtnerei vor. Gemüse gießen konnte ich ja, aber wenn mich jemand gefragt hätte, wie man Salat, Gurken oder Karotten anpflanzte, hätte ich schon passen müssen. Außerdem wollte ich Rockstar werden und kein Gärtner.

Kohlweißlinge flatterten umher, und es wäre mir ein Leichtes gewesen, sie mit einem einzigen Wasserstrahl zu töten. Aber ich ließ sie leben. Mir fiel auf, dass ich schon lange keine großen Schmetterlinge mehr gesehen hatte. Mein Bruder Willi und ich hatten als Kinder einmal eine Schmetterlingsausstellung gemacht und dabei Schwalbenschwänze, Tagpfauenaugen und Zitronenfalter mit Stecknadeln auf Pappkartons aufgespießt. Wir

verlangten fünfzig Groschen Eintritt, aber außer meinem Großvater und einer zufällig vorbeiradelnden Nachbarin wollte niemand unsere Ausstellung besuchen. Wir waren maßlos enttäuscht.

Beim Zusammenrollen des Schlauchs bekam ich mit, dass meine Mutter von unserem neuen Auto nicht gerade begeistert war. »Keiner in der Nachbarschaft hat ein so altes Auto.« Auch das Argument meines Vaters, dass der Wagen billig gewesen sei, ließ sie nicht gelten. Ich war froh, dass mich niemand fragte, was ich von der alten Klapperkiste hielt.

In meinem Zimmer legte ich die zweite Seite von *Let it bleed* auf. Vorsichtig bewegte ich den Tonarm bis zur Pausenrinne vor der letzten Nummer und ließ die Nadel langsam auf die Platte gleiten. *This record should be played loud* stand auf der inneren Hülle, und meist hielt ich mich auch an diese Empfehlung der Plattenfirma. Ich eilte zu meiner Schreibmaschine, um die beiden letzten Strophen von *You can't always get what you want* zu transkribieren. Den Refrain schrieb ich rot, schließlich verfügte meine Schreibmaschine der Marke Adler, Modell Gabriele 10, über ein zweifarbiges Farbband.

Ich konzentrierte mich auf Mick Jagers Gesang und glaubte, die Worte *I went down to the Chelsea drugstore* verstanden zu haben. Ich klopfte den Satz in die Tasten, ging zum Plattenspieler und bewegte den Tonarm wieder an den Anfang der Nummer zurück. So ging es weiter, bis die Platte bei der Stelle *We're gonna vent our frustration* hängen blieb. Ich legte eine Fünfschilling-Münze auf den Tonarm, und nach einer halben Stunde hatte ich endlich eine Strophe niedergeschrieben, die allerdings keinen rechten Sinn ergab. In meiner Version des Liedes ging Mick Jagger in eine Apotheke, um ein Rezept abzuholen. Dabei stand er in einer Reihe mit einem gewissen Mister Jimmy, der

irgendwie krank aussah. Die beiden beschlossen, Schwefel zu kaufen, der nach roter Kirsche schmeckte. Jagger stahl daraufhin die Seele von Mister Jimmy, der nur noch ein Wort sagte: »Schmutz«. Oder war es »tot«? *Dirt* oder *dead*? Ich konnte es nicht herausfinden.

Eigentlich hatte ich vor, den Song auswendig zu lernen, um damit bei den Mädchen Eindruck zu schinden. Bei *I can't get no satisfaction* hatte das zwar auch nicht wirklich geklappt, aber immerhin konnte ich den richtigen Text. Den hatte ich nämlich im *Musikexpress* gefunden, den ich mir jeden Monat in der Trafik kaufte. Bevor ich mich aber mit *You can't always get what you want* blamierte, wartete ich lieber, bis ich irgendwann an den Originaltext herankam.

Ich spannte ein neues Blatt Papier in die Maschine ein:

11. juli 72: *ihr sagt, wir sind umstürzler, weil wir das system ändern wollen. ihr habt recht, denn ihr habt euer haus auf lügen gebaut. wenn wir nicht weiter in diesem lügengebäude leben möchten, müssen wir das haus abreißen und das fundament entfernen. ihr habt uns mit lügen großgezogen. ihr habt euch immer auf gott ...*

»Essen!«

Bedauerlicherweise wurden meine Gedankengänge durch den Ruf aus der Küche unterbrochen. Ich zog das Blatt heraus, faltete es zusammen und legte es in mein Tagebuch. Bevor ich hinunterging, richtete ich im Bad meine Haare, die mir bereits bis zu den Brustwarzen reichten. Im Sommer, wenn ich mit nacktem Oberkörper im Strandbad herumspazierte, war ich auf meine langen Federn besonders stolz. Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass auf meine Haare das Wort *extravagant* zutraf. Einmal hatte ich mir meine Matte auftoupiert, woraufhin meine Mutter fast in Ohnmacht gefallen wäre. »Wenn du so in die Schule gehst, brauchst du gar nicht mehr nach Hause zu kom-

men«, hatte sie gedroht. Nachdem ich ein zweites Mal in den Spiegel geschaut hatte, musste ich ihr leider recht geben. Mit den aufgetupierten Haaren sah ich ärger aus als Jimi Hendrix, und der sah schon ziemlich arg aus.

»Geh, Ernsti, hol eine Limonade aus dem Keller«, bat mich mein Vater, als ich die Küche betrat.

»Zitrone oder Orange?«

»Orantsche.«

Im Keller standen die beiden Limonadenkisten neben der riesigen Tiefkühltruhe, die sich meine Mutter so sehnsüchtig gewünscht hatte. Interessehalber öffnete ich den Deckel und entdeckte neben einem Truthahn und einem halben Schwein auch zehn Familienpackungen Eiscreme und zwei Paletten mit Schlagobers. Dass meine Mutter Angst vor einer Hungersnot hatte, war unübersehbar. Kopfschüttelnd schloss ich die Tiefkühltruhe.

Ich stellte die Limonade auf den Tisch und fand, dass es höchste Zeit für eine politische Diskussion war. »Papa, weißt du eigentlich, wer das siebentorige Theben gebaut hat?«

Mein Vater sah mich an. »Welche sieben Tore? Ich habe einmal ein Kipptor für eine Doppelgarage gemacht. Das war ziemlich viel Arbeit. Vor allem das Schweißen ...«

»Nein, ich rede nicht von einem Garagentor, ich rede vom siebentorigen Theben. In den Büchern stehen die Namen von Königen. Haben die Könige die Felsbrocken herbeigeschleppt?«

»Felsbrocken?« Mein Vater legte den Löffel zur Seite. »Von was redest du überhaupt?«

»Das ist der Anfang des Gedichts *Fragen eines lesenden Arbeiters* von Bertolt Brecht. Und als Arbeiter bist du ja sozusagen das Subjekt dieses Gedichts.«

»So ein Blödsinn.« Mein Vater schüttelte den Kopf und löf-felte weiter seine Suppe.

Wieder einmal war der Versuch gescheitert, meinen Vater für die Anliegen des internationalen Proletariats zu gewinnen. Seine Reaktion bestätigte mir, dass auch er bereits ein ideologisches Opfer der Sozialpartnerschaftspolitik geworden war und sich mehr für Garagentore als für den Klassenkampf interessierte. Es war ein Jammer. Da es offenbar sinnlos war, weiter über politische Fragen zu diskutieren, fragte ich meine Mutter, ob sie mir das Taschengeld für den Juli geben könne.

Auch sie legte demonstrativ den Löffel zur Seite. »Kannst du dir um das Taschengeld nicht endlich einmal ein neues Hemd kaufen? Kein Wunder, dass dich die Professoren nicht mögen, mit deinen langen Haaren und deinem alten Gewand.«

»Ich kaufe mir halt lieber Schallplatten.«

»Und wann fangst du endlich für deine Nachprüfung zu lernen an?«

»Wenn wir aus dem Urlaub zurückkommen. Dass ich in Französisch einen Fleck bekommen habe, war reines Pech.« Ich wandte mich an meinen Vater: »Voulez-vous promener avec moi, Mademoiselle?«

Mein Vater lachte. »Oui, oui.«

»Schau, Mama, wie gut wir schon Französisch können. Ich glaube, ich werde mit dem Papa lernen.«

Mein Vater war gegen Ende des Kriegs nach Nizza versetzt worden, wo er für die Bewachung des Casinos zuständig war. Dort soll er Französischen mit den Worten: »Voulez-vous promener avec moi, Mademoiselle?« zum Spaziergehen eingeladen haben. Ob das stimmte, wusste ich natürlich nicht, allerdings gab es tatsächlich ein paar Fotos, auf denen mein Vater in Uniform und mit einem geschulterten Gewehr vor einem Casino zu sehen war. Auch wenn er über seine Kriegszeit wenig erzählte, hatte ich herausgefunden, dass er bereits als Achtzehnjähriger zu einer Polizeieinheit eingezogen worden war. Was er



vor seinem Einsatz in Nizza gemacht hat, lag freilich im Dunkeln. Auf meine Frage, ob er im Krieg je einen Menschen getötet habe, antwortete er immer mit »Nein«. Aber er sagte das so, dass bei mir ein gewisser Restzweifel blieb.

»Du willst mit dem Papa Französisch lernen? Dabei kommt sicher nichts Gescheites heraus.« Erwartungsgemäß hielt meine Mutter nicht viel von meinem Vorschlag. Um den Streit nicht weiter anzuheizen, wechselte ich das Thema. »Du, Mama, warum hast du eigentlich zehn Eispackungen und vierzig Becher Schlagobers eingefroren? Machst du eine Party?«

»Die gab es im Kaufhof im Sonderangebot, und das wird ja nicht schlecht. Ich spare halt, wo es nur geht. Ich kaufe mir keine Schallplatten um 150 Schilling.«

»Du hast ja nicht einmal einen Plattenspieler«, antwortete ich schnippisch. »Außerdem habe ich die *Stones*-LP von Taylors Mutter um zwanzig Prozent billiger bekommen. Sie arbeitet bei Telefunken und ...«

»Ich mag das nicht, wenn du Sachen von der Frau Schneider kaufst, wie schaut denn das aus?«

»Na ja, immerhin habe ich mir dadurch dreißig Schilling erspart. Und bekomme ich jetzt mein Taschengeld für den Juli oder nicht?«

Meine Mutter seufzte. »In Gottes Namen. Aber zuerst bringst du noch dem Opa die Suppe. Der wartet schon darauf.«

Ich stellte meinen Teller in die Abwasch und wickelte ein Geschirrtuch um den heißen Griff des Topfs. Um nicht von zufällig vorbeikommenden Mädchen mit dem Kochtopf gesehen zu werden, nahm ich den Weg hinten durch den Garten zum Nachbarhaus.

Mein Großvater saß am Tisch und sah fern. Sein linkes Brillenglas hatte seit ewigen Zeiten einen Sprung, der ihn aber offenbar nicht weiter störte. Er rauchte und begrüßte mich mit einem

freundlichen Lächeln. »Setz dich her, Ernsti, magst du was trinken? Bier habe ich leider keines, das haben sie mir versteckt.«

»Passt schon, Opa. Hier ist deine Suppe.«

Damit das Plastiktischtuch nicht in Mitleidenschaft gezogen wurde, faltete er das Geschirrtuch auseinander und stellte den Topf darauf. Im Fernsehen wurde von schweren Kämpfen um die Provinzhauptstadt An Lộc berichtet. Man sah Granateneinschläge, Leichen und weinende Kinder. ... *hat Präsident Nixon eine massive Ausweitung der Flächenbombardements in Nordvietnam befohlen.*

»Die Chinesen kommen bald, das sage ich dir.« Solange ich denken konnte, sprach mein Großvater von den Chinesen, die eines Tages auch nach Österreich kommen würden.

»Das sind aber keine Chinesen, das sind Vietnamesen.«

»Macht nichts, der Amerikaner hat dort sowieso schon verloren.«

Ich beobachtete, wie mein Großvater die Suppe aus dem Topf schlürfte. »Eine gute Suppe«, sagte er zufrieden und schlürfte weiter. Da ich es nicht ausstehen konnte, wenn jemand schlürfte, war ich froh, als er endlich den letzten Rest der Suppe zusammenkratzte. Dann zündete er sich seine halb gerauchte Zigarette an und lehnte sich zurück. Mein Großvater rauchte filterlose Austria 3, die fürchterlich stanken.

»Du, Opa, hast du noch ein altes Unterhemd für mich? Weißt eh, so eines mit langen Ärmeln und drei Knöpfen am Ausschnitt.«